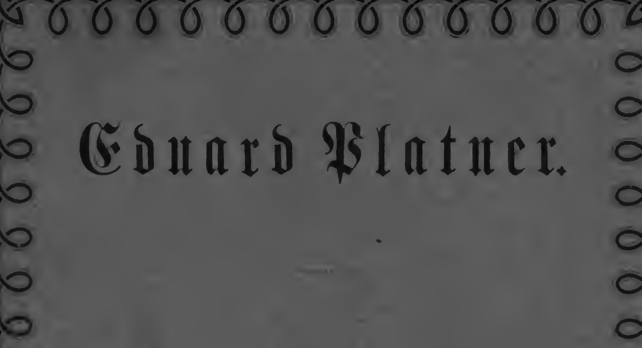


Eduard Platner.

Von

Dr. E. L. Th. Henke.



Marburg.

N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.

1860.



Eduard Platner.

Festrede am 20. August 1860,

dem Geburtstage

Sr. Königl. Hoheit des Kurfürsten von Hessen.

Von

Dr. E. L. Th. Henke.



Marburg.
N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.
1860.

Eine Universität kann das Geburtsfest ihres fürstlichen Erhalters nicht besser feiern, als indem sie dankbar der Güter gedenkt, welche ihr unter seiner Regierung zu Theil geworden sind. Unter den Gütern aber, mit welchen eine Universität auszustatten ist, sind die besten die rechten in ihre Lehrerstellen berufenen Männer, und unter diesen wieder die die besten, welche für ihre idealen Zwecke und für die befreiende Erhebung über irdische Bedrängniß jeder Art, welche von der Vertiefung in diese ausgehen soll, nicht bloß mittelbar „als Kärrner zu thun" haben, sondern unmittelbar „als Könige baun". Einen solchen, nur in den Cultus der Wahrheit, des Guten und des Schönen vertieften, und alles andere daneben als Staub und Kleinigkeit vergessenden Lehrer hat unsere Universität durch alle Regierungsjahre des Fürsten, den wir heute feiern, und noch weit darüber hinaus besessen und hat ihn in diesem Jahre verloren; sie hat ihn eine Reihe von Jahren hindurch diesem Tage selbst durch sein kraftvolles und erhebendes, zugleich ernstes und heiteres Wort die beste akademische Weihe geben sehn; so wird es erlaubt und gerechtfertigt sein, wenn wir heute in die Festlichkeit desselben noch einmal den Schmerz mischen, daß wir diesen Mann verloren haben, wenn wir am Geburtsfeste des Fürsten, der ihn auch hochgeschätzt und durch alle bis herab zu seinem Jubelfeste ihm erwiesenen Gnaden und Ehren auch sich und uns geehrt und erfreut hat, in dieser Stunde noch einmal unseres Platner gedenken. Kann aber an dieser Stelle nicht besser geredet werden, als er selbst es hier gethan hat, so mag es auch wieder versucht werden, ihn sich selbst so viel als möglich durch seine eigenen meist hier gesprochenen Worte beschreiben zu lassen.

Eduard Platner war am 30. Aug. 1786 zu Leipzig geboren als das jüngste von sechs Kindern seines Vaters, des als philosophischer und anthropologischer Lehrer und Schriftsteller zu seiner Zeit hochgeschätzten Professors der Medicin und Philosophie Ernst Platner. Seine Mutter verlor er in seinem siebenten oder achten Jahre, so daß er früh, wie er selbst darüber klagt, „die mütterliche Pflege und Erziehung mit ihren wohlthätigen Einwirkungen auf die Gemüthsentwickelung und die Milderung der Sitten entbehren" mußte. Desto tüchtiger an Leib und Seele wurde er in den männlichen Umgebungen bewahrt, in welchen er aufwuchs. Zwar der Vater, so beschreibt er es selbst, „mit seiner Wissenschaft und der Erfüllung seiner mancherlei Amtspflichten zu sehr beschäftigt, konnte unmittelbar nicht viel thun, um bildend und unterrichtend auf ihn einzuwirken"; nach dem Grundsatz, „daß erst der Körper erstarken müsse, ehe man dem Geist etwas zumuthen könne", ließ er ihn unter der Aufsicht seines Famulus ziemlich lange unangestrengt gewähren, „und so wuchs ich denn", sagt er uns, „als ein ungeberdiger wilder Junge auf, ohne alle Zucht und Politur, der bis in sein neuntes Jahr weiter nichts gelernt hatte als Lesen und Schreiben, übrigens von unverbrüchlicher Anhänglichkeit an meine Anverwandten, und Du und Du mit allem was ein menschliches Gesicht hatte". Doch auch nach Ablauf dieser Zeit schickte ihn der Vater, wie hoch er auch die klassische Bildung hielt, in welcher er es selbst zur größten Meisterschaft besonders des freien lateinischen Vortrages gebracht hatte, dennoch nicht auf eine der ihm nahe liegenden sächsischen Fürstenschulen, wie wenig er auch hier für den Sohn eine Zerstreuung durch ein Vielerlei der Unterrichtsgegenstände zu besorgen hatte; vielmehr, und vielleicht um in dieser Hinsicht noch sicherer zu gehen, ließ er den Sohn bis zur Universität nur von ausgezeichneten Privatlehrern, aber auch nur im Griechischen und Lateinischen unterrichten, und mit so „viel Freundlichkeit wußte der Lehrer die Liebe des Sohnes zu gewinnen, und durch seinen faßlichen auf sein Naturell berechneten Unterricht seine Lernlust zu erwecken", daß er nach 5 Jahren dieses Unterrichts 14jährig zur Universität reif

war. In zwiefacher Hinsicht wird diese Pädagogik von bleibenden Folgen für ihn gewesen sein. Die eine war die, daß er völlig verschont blieb mit Schulunterricht, welcher ihn nicht anzog, und darum auch mit der entsetzlichen Fertigkeit, welche manche jetzt früh erwerben, Vorträge und Lehrstunden ohne Aufmerksamkeit und Interesse über sich ergehen und sich dadurch früh bis zum schicklichen Stillsitzen dabei abstumpfen zu lassen; die edele Ungeduld des unzerknickten Geistes, welcher sich nicht mit Anstand und Gelassenheit langweilen mag, hat Platner niemals verloren. Und die andere Frucht war die, daß die Form und der Inhalt des klassischen Alterthums früh und unvertilgbar das vornehmste und beinahe das einzige Element seiner geistigen Entwickelung wurde; es blieb ihm von hier an lebenslang nicht nur die höchste Solidität seiner Ausbildung in beiden alten Sprachen, die elegante Leichtigkeit lateinisch ebenso durchsichtig und beziehungsreich wie deutsch zu schreiben und zu reden, sondern auch der männliche und große Sinn des Alterthums, die Erhebung „über das Kleinliche, Gemeine, Selbstsüchtige, über die Engherzigkeit des alltäglichen Lebens", die Erfüllung der „Phantasie mit edeln Formen", das Bedürfniß der „Anmuth und Würde der Darstellung"; so preist er selbst dieses „beste Erziehungsmittel für den Geist, um ihn vor dem Geschmacklosen, Nichtigen, Leeren, Flachen zu bewahren", wenn auch ohne die „Lücken in der intellectuellen und sittlichen Bildung" zu verkennen, welche ihm die ausschließliche Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum unausgefüllt übrig gelassen habe. Doch so schnelle und so große Erfolge und so tief gehende Eindrücke wären freilich nicht möglich gewesen, auch bei allem Talent und aller Lebendigkeit des Knaben nicht, wenn er nicht auch in einer Umgebung aufgewachsen wäre, in welcher er fast gar nichts anderes sah und hörte, als solchen Cultus des Alterthums und als Männer von höchster Begabung und Verehrungswürdigkeit, welche den besten Inhalt ihrer Bildung auch nur von dorther ableiteten; dies zog die Bewunderung und Nacheiferung des Knaben vom Kleineren zum Größeren nach. „Als ich mehr und mehr heranwuchs", erzählt er uns, „wurde gutes Latein als Kennzeichen eines wahren

Gelehrten, als Probierstein der wissenschaftlichen Bildung in meinem väterlichen Hause dergestalt gepriesen, daß ein großer Mann und ein guter Lateiner mir zu identischen Begriffen wurden"; aber bald blieb es für ihn bei diesem nützlichen Knabenideal nicht mehr. Zwar sein Vater, auch als er diesen später als Lehrer hörte, scheint ihm stets etwas fernstehend und unähnlich geblieben zu sein, nicht nur nach seiner abgemessenen und feierlichen Haltung und „hofgerechten Feinheit und Gewandtheit", sondern schon insofern, „als seine hervorstechendste Eigenschaft", sagt uns der Sohn, „sowohl im Leben als in der Wissenschaft ein klarer durchdringender Verstand war", als sein „Skepticismus, welcher seinem Wesen nach auf einer bloßen Negation beruhte, zwar den Verstand einnehmen und fesseln, aber schwerlich eine eigentliche Begeisterung erwecken konnte, denn dazu, setzt der Sohn hinzu, ist nach unserm Ermessen etwas Positives erforderlich". Aber zwei Männer waren es vornehmlich, welchen er den „entschiedensten Einfluß auf seine ganze intellectuelle und sittliche Entwickelung" zuschreibt, der Professor der Philosophie Clodius „durch seinen lebendigen Sinn für das Wahre und Edle, durch die Fülle, Beweglichkeit und Originalität seines Geistes, durch seine poetisch-religiöse und zwar christlich-religiöse Betrachtungsweise des Lebens und der Geschichte", und noch mehr Gottfried Hermann. Der letztere, wie Clodius 14 Jahre älter als Platner, zwang dem Knaben schon Bewunderung ab, welcher 9jährig den Symposien einer Anzahl ausgezeichneter junger Männer assistiren durfte, und welchem „die hin und wieder fliegenden Witzfunken, auch wenn er sie noch nicht verstand, wie eine Art von Wetterleuchten den Horizont seines Geistes erhellten", welcher etwas später neben Hermanns Reiten und Springen über breite Gräben auch sein Latein bewundern lernte, und zuletzt in seiner Hingebung und Liebe zu ihm, bethätigt selbst „durch ungestüme Liebkosungen, mit welchen er ihm in der Lust seines Herzens zu Leibe ging", sich ganz in Verehrung an ihn verlor. „Das flackernde Wesen", sagt er uns, „und die Flüchtigkeit, welche meinem Naturell eigenthümlich war, hat Hermann durch sein Beispiel und seinen Unterricht zum Stehen gebracht; Bestimmtheit

und Klarheit des Begriffs war die Losung seiner Wirksamkeit"; „das Ursprüngliche in seiner Natur wirkte elektrisch auf das Gemüth, und es offenbarte sich, welche sittliche Kraft die Wissenschaft äußert, wenn sie in einem Individuum wahrhaft lebendig geworden ist"; als „ein Mann aus einem Stück", mit besonderem „Widerwillen gegen Halbheiten", „von dem Sinn für Wahrheit belebt trat er mit der Energie seines Charakters allen Winkelzügen entgegen, in welchen die Zweideutigkeit und die Unwahrheit eine Zuflucht und ein Versteck suchte"; alles Vorzüge, welche nachher auch seinen Schüler auszeichneten. Früh scheint auch Hermann die Geistesverwandtschaft desselben erkannt und geschätzt zu haben; er ehrte ihn auch dadurch, daß er im Jahr 1803 bei seiner eigenen Vertheidigung seiner Schrift de prosae et poeticae orationis differentia beim Antritt seiner ordentlichen Professur den 16jährigen Platner sich zu seinem Socius wählte, dessen Vater dadurch die Freude hatte, ihm mit Beck und andern als Opponent gegenüberzustehen.

So fesselte ihn nun in der ersten Zeit seines Studiums fast nur die Beschäftigung mit den Alten, zugleich wohl auch schon unter Clodius Leitung die früh liebgewonnene mit der Philosophie, aber daneben auch, nach der Art, wie er sie kennen und lieben gelernt, und nach seiner Gewohnheit nur seiner Neigung zu folgen, die Poesie, ohne Gefahr des Verkommens in flacher Schöngeisterei für eine Natur, welche in die Alten so tief eingetaucht und an so bildende Gymnastik des Geistes durch sie gewöhnt war, und welcher in der Gegenwart Göthe und Schiller so nahe standen. Bis in sein 28stes Jahr dauerte, wie er es nennt, „der Wahn, daß er auf diesem Gebiete etwas Eigenthümliches und der Kunst Würdiges leisten könne": und eine versöhnende Wirkung, „indem Natur- und Menschenleben als freundliche Erscheinungen in dem Zauberspiegel der Dichtung an seinem Geiste vorübergingen", ja „die Idee des Lebens in seiner organischen Einheit", und „die Erkenntniß, daß von dieser Idee auch das wahre Wissen durchdrungen sein müsse", dankt er noch in spätern Jahren diesen seinen poetischen Versuchen, wie gering er sie auch sonst anschlägt. Doch schon früher hatte er

sich zu dem philologischen das Rechtsstudium hinzugewählt, freilich auch dies wohl, wie ein anderer noch lebender Dichter,

„Als er sich des Rechts beflissen,
Gegen seines Herzens Drang,
Und sich halb nur losgerissen
Von dem lockenden Gesang".

Doch auch bei ihm, wie bei diesem, brachten „andere Zeiten andere Musen". Zuerst freilich unter Biener, Erhard, Hübner und selbst unter Haubold, welchen er seinen Hauptlehrer in der Rechtswissenschaft nennt, fesselte ihn diese noch nicht. Erst „der historische, auf das Staatsleben und dessen Entwicklung gerichtete Sinn, durch Heeren in Göttingen bei ihm geweckt, stellte ihm auch das Recht in einen andern Gesichtspunct; erst Hugos dort empfangener Unterricht verband ihn enger damit, und nachdem er schon früher Baccalaureus und Magister geworden war, 19jährig seine erste lateinische Druckschrift de dominio agrorum incultorum intra confinia pagorum Germaniae sitorum im Jahre 1805 vertheidigt hatte, erwarb er nun nach seiner Rückkehr von Göttingen im Jahre 1809 auch die juristische Doctorwürde; und nicht volle 2 Jahre nachher sehen wir ihn 24jährig auf unserer Universität als außerordentlichen Professor der Rechte den älteren Rechtsgelehrten Erxleben, Bucher, Robert, Mackeldey und Bauer nebengeordnet werden, und das Prorectoratsprogramm des letztern dankt am Schluß des Jahres 1811 der damaligen Universitätsverwaltung mit besonderem Nachdruck die „glückliche Vermehrung, welche ihren Lehrkräften durch die Berufung des vir exquisitae et elegantis doctrinae zu Theil geworden sei".

Sie ist ihr fast ein halbes Jahrhundert von da an geblieben, denn zu seiner seltenen Treue gehörte auch dies, daß er sie seitdem, auch bei ehrenvollen Berufungen ins Ausland, niemals wieder verlassen mochte. Und fast für zwei Facultäten, kann man sagen, erhielt sie einen ausgezeichneten Lehrer an ihm; denn wie die Basis seiner ganzen Bildung philologisch, und wie das Rechtsstudium bei ihm zu dieser philologischen Bildung sogar erst als das spätere hinzugekommen war, so wurde er auch von Anfang an für beide Fächer

neben einander als Lehrer thätig. Vorlesungen nicht nur über römische Rechtsgeschichte und Pandekten, sondern daneben auch solche über Sallusts Catilina, über römische Alterthümer und über den Zusammenhang des griechischen und des römischen Rechts sind die ersten, welche er 1811, im ersten Jahre seines Hierseins, angekündigt hat; und von da an läuft fast ununterbrochen die Reihe seiner beiderlei Vorlesungen fort, neben Institutionen und Pandekten, römischer Rechtsgeschichte, Naturrecht und juristischer Encyklopädie, neben der Interpretation des Ulpian, Paulus und Gajus (erst im höheren Alter hat er mit unerschöpflicher Jugendlichkeit auch das Criminalrecht dazu genommen) sehen wir ihn über Ciceros verrinische Reden, über griechische und römische Alterthümer fortlehren, und selbst nachdem ihm 1815 eine ordentliche Professur der Rechte übertragen ist, gerade nun erst die Leitung der lateinischen Disputationsübungen im philologischen Seminar übernehmen und viele Jahre hindurch fortführen. So war denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit beiden Fächern zugewandt, aber nicht sowohl zwischen beide getheilt, als fast immer zusammen solchen Aufgaben gewidmet, zu deren Bearbeitung es der Meisterschaft in beiden bedurfte; und wie der Philolog in ihm den Rechtsgelehrten ergänzte und dieser jenen, wie die lebendigste Kenntniß Griechenlands und Roms ihn zum eleganten Juristen machte, und die Rechtswissenschaft ihn mitten in das wirkliche Leben verwies und von Mikrologie fern hielt, so war es, auch nach dem Urtheil der Kenner in jedem von beiden Fächern, oft schwer zu sagen, auf welcher von beiden Seiten seine größere Stärke liege, oder vielmehr man mußte sie vornehmlich in dem Dualismus dieses Zusammenseins und in den Beiträgen und Diensten erkennen, welche nur ein so gründlicher und so geistvoller Kenner des Alterthums der Rechtswissenschaft bei Bearbeitung ihr angehöriger Stoffe zu leisten vermochte. Dann war es aber doch eigentlich der Philolog, welcher der Rechtswissenschaft, nicht ein Rechtsgelehrter, welcher der Philologie diente, wie seine Neigung auch doch noch mehr als dem Recht der Philologie zugewandt war; mit ihr auch der Philosophie, selbst insoweit, daß ihm dies unter

den Rechtsgelehrten wohl von der historischen Schule, welcher er sonst durch seine Lehrer Hugo und Haubold am nächsten angehört hätte, weiter abkommen ließ. So bewundern nun die Kenner seine mancherlei „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts", welche er nicht nur in der so bezeichneten Schrift vom Jahre 1820, sondern schon früher in mehreren lateinischen Abhandlungen und später in seiner umfangreichsten Schrift über „den Proceß und die Klage bei den Attikern" 1824—25 gegeben hat; eine Schrift „über wissenschaftliche Begründung und Behandlung der römischen Antiquitäten" vom Jahre 1812 war seine erste deutsche in Marburg und diente ihm dort auch als Leitfaden für Vorlesungen; auch seine Abhandlungen über die juristischen Parthien in den rhetorischen Schriften des Cicero vom Jahre 1829, und seine lateinischen „Quästionen über das Criminalrecht der Römer", seine letzte größere Schrift vom Jahre 1842, werden für diese ihm eigenthümliche Herrschaft über Stoff und Methode in beiden Wissenschaften gepriesen, und noch zuletzt hat er durch die Schrift, mit welcher er die 40 Jahre früher gelieferte Arbeit über den Rechtsbegriff bei Homer und Hesiodus mehr als 70jährig wieder aufnahm, durch das Werk „über die Idee der Gerechtigkeit in Aeschylus und Sophokles" seine Unerschöpflichkeit in solchen Arbeiten, oder wie er sich selbst darüber ausdrückt das Sprüchwort alte Liebe rostet nicht, auf das erfreulichste erwiesen. Und anders als mit Neigung und Bedürfniß, und darum mit Geist und Leben etwas behandeln, hatte er bei seiner stets freien Studienweise überhaupt nicht gelernt; mag es dadurch auch mit geschehen sein, daß die Menge seiner Schriften nicht so zahlreich geworden ist, als wo diese entstehen, bestimmbar durch „die Trope", die man dem Dichter gern „verzeiht", mag es sein, daß seine Arbeitsamkeit nicht fesseln konnte, was seine Neigung nicht anzog, wie er das öfter bei den Pandekten beklagt haben soll, dafür war denn auch das desto gewisser eine nicht mit Seufzen erzwungene, sondern von Heiterkeit und Liebe durchleuchtete, reife und lebendige Frucht seines Geistes, was er nur so in wahrhaft genialer Weise zu schaffen vermocht hatte.

Doch auch wer seine wissenschaftlichen Arbeiten genauer

studirt hätte und besser zu beurtheilen wüßte, als Nichtjuristen sich zuschreiben dürfen, würde ihn doch sicher danach allein nicht so zu würdigen wissen, daß nicht das beste noch zurückbliebe. Was er uns selbst von Suabedissen und ähnlich von seinem Vater sagt, daß „dieser seltene Mann nicht zu den Schriftstellern gehörte, welche den Reichthum ihres Geistes in ihren Werken verthun, so daß für das Leben nur ein trockenes ungenießbares Residuum übrig bleibt", und was er hinzusetzt, daß sein „mit Witz und Phantasie vielfach ausgestatteter Geist immer über seinen Schriften stand und diese nur ein schwacher Widerschein seines Gemüthes waren", das gilt auch in hohem Grade von ihm selbst, wie das Wort des Dichters von den edleren Naturen, welche mehr noch mit dem zahlen was sie sind, als mit dem was sie thun. Aus größeren Verhältnissen, reich ausgestattet nicht nur mit Gelehrsamkeit, sondern auch mit Kunst und Poesie, aus geisterfüllteren Kreisen, als welche auf einer kleineren Universität zu den alltäglichen zu gehören pflegen, war er hierher gekommen, wo kaum so eben erst die angefochtene Existenz der Universität wieder verbürgt war, und wo auch sonst bisweilen nach Göthes Wort „gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen"; und freilich wäre er seiner ganzen Natur und Bildung nach geeignet gewesen, in weiteren und günstigeren Umgebungen sich noch reicher und fröhlicher zu entfalten; aber er haderte nicht hochmüthig mit seiner Lage über das, worin er sich selbst nicht genügte, wie wir schwächeren Naturen zu thun pflegen; vielmehr so tief begründet war ihm schon daheim und in der Jugend was ihn zu dem machte, der er war, daß er stark genug war, auch in engeren Grenzen nicht gedrückt und zerdrückt, nicht welk und matt, nicht geistlos und liebeleer zu werden. Wohl taugte er, wie er war, nicht für jede Arbeit, und in seiner Bescheidenheit machte er sichs selbst zum Vorwurfe, daß ihn stets „manches besonders im Geschäftsleben als fremd und widerwärtig abgestoßen habe, was als nothwendiges Zubehör einer jeden bürgerlichen und amtlichen Stellung allerdings eine besondere Beachtung verdiene, und worauf als eine müssige Form freilich oft mehr Werth gelegt werde als auf das Wesen

selbst". Aber je öfter das letztere vorkommt, desto mehr Gewinn war es für unsere Universität, daß es bei ihm nicht eintrat, daß sie in ihm einen Lehrer und Gelehrten behielt mit der unzerstörten Frische einer genialen Eigenthümlichkeit, einen freigeborenen Mann im großen Styl, mit dem Heißhunger nur nach Wissen und Lieben alles Großen und Schönen, und mit der ebenso entschiedenen Abwendung von allem, was ihm Leerheit und Kleinigkeit oder gar unlauter schien, von allem Großthun und Wichtigthun, von allem Hegen und Pflegen von Bitterkeit und Misverhältnissen, allem Nachrechnen und Nachtragen als unergiebig für jenes allein unveräußerliche, allein zur Unersättlichkeit berechtigte und berufene geistige Bedürfniß; einen Mann mit dem harmonischen Gleichgewicht von Ernst und Scherz in seinem Innern, Ernst für die Wahrheit und die Ehre und das Recht unerschütterlich, und Spiel für alle nur auf diese Weise wahr und richtig zu behandelnden, nur so von Mühsal und Druck zu befreienden Alltäglichkeiten und Armseligkeiten des Lebens. In Schillers Theilung der Erde sagt Zeus:

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir;
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir!

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor.

So ist das ganze deutsche Volk, hat man mit Recht gesagt, und wollte Gott, daß ihm die Fähigkeit dazu zu dem schon früher verlorenen „Markt" nicht auch noch abhanden käme; so war noch gewißer der einzelne Deutsche, von dem wir reden, stets sehnsüchtig aus den Mistönen und Kleinigkeiten des Tages in wohllautendere Harmonien zu flüchten, aber dann auch fähig das Wort zu hören

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein;

immerhin Irdisches darüber verlierend, aber nur das schlechte

Irdische, oder vielmehr es verlierend fast nach der Verheißung, daß wer sein Leben recht verliert es gewinnen soll, nämlich über der Fülle von Schönheit und Größe, welche er suchte und fand, nicht mehr fähig sich selbst groß zu finden, und darum von Eitelkeit und Selbstbewunderung genesen, zu ächter aber darum heiterer und jubelnder Demuth und Anspruchlosigkeit hindurchgedrungen, von allen Qualen und Fehlschlagungen des Dünkels und des Haderns mit den Menschen befreit, und dagegen und dafür mit dem göttlichen Geschenk unvertilgbarer kindlicher Heiterkeit belohnt und gezeichnet. Das war es auch, was ihn, der in seinen 74 Lebensjahren niemals andere Luft als die einer deutschen Universität geathmet hatte, zu einem wahrhaft akademischen Charakter, zu einer vollendeten Ausprägung des Typus eines deutschen Professors werden ließ. Denn wie Deutschland kaum etwas wirksameres Gemeinsames behalten hat, als seine Universitäten, so haben auch jene deutschen Züge des Poeten in der Theilung der Erde dort bisher immer noch am meisten ihren Boden und ihre Verwirklichung behalten; und wie man für jede Zeit etwas den Propheten und etwas den Priestern Vergleichbares neben einander und damit das gefordert hat, daß einige frei und unmittelbar nach dem was sein sollte, nach dem göttlichen Willen müßten fragen dürfen, und Andere mehr nur für die Anwendung der bisher erreichten Erkenntniß desselben müßten beschäftigt und geübt werden, so wird, wenn hiernach die Arbeit zwischen Akademiker und Praktiker in allen Aemtern vertheilt wird, der besondere Beruf der ersteren doch in der Vertiefung bestehen müssen nicht in die mancherlei Vermittelungsformen der Ausübung, sondern zunächst und vor allem in die Frage nach der Wahrheit, nach dem was sein sollte, nach dem göttlichen Willen, denn Erkenntniß der Wahrheit ist Erkenntniß dessen was Gott gewollt hat, und darum irgend ein erreichbares Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit verschmähen nichts als Gleichgültigkeit gegen die bessere Erkenntniß dessen, was Gott gewollt hat. So war nun auch Platner nicht was man wohl praktisch nennt, nicht verwickelt in nächste locale Interessen, und geübt und geneigt, seine ganze Bildung zum Gebrauchszettel

für sie zuzurichten und abzukürzen, sondern die Erkenntniß der Wahrheit, die Ausbildung seines Verständnisses für die höchsten Dinge und darin die Gewinnung eines weiten und idealen Ueberblickes war ihm selbst ein Zweck und ein Gut, und mehr als das, eine Erfüllung und Bereicherung seines ganzen Daseins, auch eine sittliche, und schon darum ein Gottesdienst. „Wissenschaft und Kunst", sagt er im Jahre 1848, welches dieser Predigt besonders zu bedürfen schien, „haben, wie der Geist, ihren Zweck in sich selbst", und man darf sie nicht zu bloßen Mitteln herabsetzen; „wir sind auf dem Wege, das Nützlichkeitsprincip, welches man überwunden glaubte, wieder auf den Thron zu setzen und die ideellen Güter in handgreifliche zu verwandeln. Damit durchschneidet man aber die Pulsader der Wissenschaft, und zieht sie von ihrer Höhe in die Sandebene der Prosa herab. Fichte, fährt er fort, hat gefragt, was solcher Nutzen nütze, und in der That, wenn die Kraft und Herrlichkeit des Geistes in der Brauchbarkeit aufgeht, dann ist der ganze Reichthum an übersinnlichen Trieben und Strebungen ein Luxus, die Erhabenheit der Seele ein entbehrlicher Ueberfluß, und es ist nicht abzusehen, warum uns die Natur mit einer zwecklosen Idealität ausgestattet hat". Darum kann er denn auch nicht zweifeln, daß die Universität, soll sie leisten können, wozu sie da ist, der Freiheit bedarf, nicht nur weil er den ihr eigenthümlichen Wahrheitscultus für beendigt ansehen würde, wo nur zur Bestätigung vorgeschriebener Resultate und zur Regulirung des erforderlichen Dienstes gleichsam nur bestellte Arbeit von ihr gefordert würde, sondern auch weil er es schon aus eigener Erfahrung gar nicht anders weiß, als daß man allem Schönen und Großen und so auch der Wahrheit nur aus Liebe und Bedürfniß nachgehen kann, und daß die Energie dieses Bedürfnisses und dieser Liebe mit ihrer Selbstbestimmung von innen heraus um so viel zerstört wird, als man von außen her und nicht mehr durch sie bestimmt zu werden, also ohne Freiheit zu handeln gewöhnt wird. Freilich hält er dabei die Menschen auch noch für fähig, mit solchem eigenen Verlangen nach geistigen Gütern um ihrer selbst willen erfüllt zu werden; er ist fern von dem Glauben an

die unverbesserliche Schlechtigkeit der Menschen, welcher sie ebendeshalb auch für keine Freiheit reif finden kann, wie denn auch jede Abneigung, diese zu gewähren, sich auch auf jenen Glauben stützen muß; er ist ja selbst so voll jenes Verlangens, und sich selbst hält er doch darum gar nicht für etwas so großes: wie sollte es nicht auch bei Andern möglich sein, daß sie mit dem Wachsen ihres geistigen Inhalts auch immer mehr eigene Freude daran, immer mehr selbstempfundene Sehnsucht von Rohheit und Gemeinheit frei zu werden gewönnen, und um so viel dann auch ihrem Selbstwollen des Rechten und darum ihrer Freiheit überlassen werden könnten? In seiner schönen Festrede am Jubelfeste unserer Universität im Jahre 1827, aber auch sonst oft und gern, gedenkt er der „Zeit unserer Verherrlichung", wie er sie nennt, der Zeit der Freiheitskriege, und wie damals gerade die Universitäten mit ihrer Freiheit sich als die Asyle und Heerde der Vaterlandsliebe erwiesen hätten, „wie die Idealität der Wissenschaft das Volksbewußtsein belebt, die Thatkraft zum Kampfe gestärkt habe"; „durch die vaterländische Wissenschaft, sagt er, wurde dem Volke der Selbstbegriff zum Bewußtsein gebracht; die Freiheit, welche sich in das Reich des Gedankens geflüchtet hatte, bewährte sich in der Begeisterung, womit die Waffen geführt wurden".

Aber darin liegt nun auch schon, daß Platner, wenn er die Pflege der Wissenschaft als Selbstzweck und die Emancipation derselben von der Dienstbarkeit für bloße Nützlichkeit forderte, doch darum nicht bloß eine Existenz selbstsüchtiger Ueberhebung, einen vornehmen Selbstgenuß mit Herabsehen auf die Bedrängnisse des wirklichen Lebens und eine hochmüthige Zurückziehung daraus habe vindiciren und privilegiren wollen. Von dem Zunehmen an Lebensinhalt und an jeder guten Kraft, welches er von der Wissenschaft und Kunst erwartete, war für ihn auch ein Zunehmen an Liebe nicht zu trennen, und darum war ihm auch die unausgesetzte Beziehung der gewonnenen Erkenntniß wenn nicht auf die unmittelbare Berathung nächstliegender kleinerer Verhältnisse, aber doch auf die umgebenden größeren des Zeitalters, durch welche auch sie bestimmt werden, stets ein Bedürfniß und eine Pflicht. Mit welcher Hin-

gebung er dieser Liebebedürftigkeit genügt, mit welcher Theilnahme er die Geschicke des Vaterlandes begleitet; mit welcher Sorgfalt er die wechselnden Mischungen von gut und böse darin beobachtet und zergliedert, mit welchem Ernst er sie gewürdigt, auch da, wo er diesen hinter dem Vehikel heitrer Formen schamhaft verbarg, mit welcher Freimüthigkeit und doch auch mit welcher gewinnenden Ueberredungskunst der Liebe er verkannte Verirrungen gerügt und angefochtene Güter vertheidigt hat, scharfer Kritiker und doch kein Geist der verneinte, das haben uns vor andern seine hier gehaltenen Reden eine Reihe von Jahren hindurch auf das erfreulichste erkennen lassen. Mag es erlaubt sein, hier noch einmal an einige derselben und an solche Stellen daraus zu erinnern, durch welche Platner mit den höchsten Zielen seines Strebens wie mit den Gegenständen seiner Abneigung auch zugleich sein eigenes Wesen am besten charakterisirt hat. Im Jahre 1836 in der Rede über die Toleranz bekämpft er „eine unmännlich nachgiebige Toleranz, welche mit der Starrheit und Einseitigkeit auch alle Festigkeit und Haltung verlor, welche irre und zweifelhaft an der Realität Gottes und der Welt, schwankend in den Principien des Wissens und des Glaubens kein Heiligthum habe, wofür sie streite, an die Stelle gerüsteter Parteilichkeit eine waffenlose Neutralität setze, die Wahrheit zu einer Achselträgerin erniedrige und sie in das Jenseits des menschlichen Wissens verweise, da doch Gott den Menschen in das Centrum der Wahrheit geschaffen und es verbrieft und versiegelt habe, daß wir nicht als Waisen in der Irre wandeln sollen". Aber darum will er die alte Starrheit nicht hergestellt sehen, von welcher der Protestantismus als das Princip der Bewegung befreit habe: „nur armen kümmerlichen, in ihr kleinliches Selbst versenkten Naturen ist alles Fremde, worin sich nicht ihr dürftiger Geist wiederholt und abspiegelt, ein Gräuel und ein Aergerniß; sie kennen nur eine Weise des Daseins und der Denkart, die eigene, um diese zum Typus der Welt auszuprägen. Wer dagegen das eigene Bewußtsein zum Weltbewußtsein ausdehnt, der ergänzt und bereichert mit jeder fremden Natur die eigene, der erkennt in jedem Gedanken einen wenn auch getrübten Strahl der Wahrheit, eine Offenbarung

Gottes, welche eine neue Aussicht in die Welt aufthut", und „mit dem erweiterten Kreise der Anschauung und des Gedankens erweitert sich auch das Herz und die Liebe, denn je reicher der Geist, desto umfassender ist das Gemüth, so daß in ihm, als einem Echo der Welt, alle Saiten des Lebens erklingen" und ihren Wiederhall finden. Im Jahre 1837 und 38 schildert er uns die ächte und die verkehrte Idealität, und vermag die erstere weder in dem zu diesseitigen „Liberalismus der widerchristlichen Unsittlichkeit", noch in der zu jenseitiger Sehnsucht anzuerkennen, welche die Idee in der irdischen Unvollkommenheit nicht für vollziehbar hält, zuletzt trotz aller schmerzlichen Ueberschwänklichkeit aus Mangel an Gottvertrauen; der rechte Sinn hält das irdische Dasein nicht „für ein Pasquill auf die Idee", wohl aber die Freiheit „für das Organ zur Verwirklichung derselben", und freut sich dessen; „die wahre Lebensfreudigkeit, die weder auf Leichtsinn noch Indolenz beruht, ist daher das Zeichen eines starken Gottvertrauens." Im Jahre 1840 über Individualität redend streitet er sowohl gegen die gesetz- und ideenlose Originalitätssucht der Sturm- und Drangperiode, als gegen das andere Extrem, die Hegelsche Schätzung bloß des Allgemeinen; „was Gott verbunden hat, sagt er dagegen, soll der Mensch nicht scheiden"; „das wahrhaft Eigenthümliche ist nicht ein bloßer Behälter des Allgemeinen, sondern das Centrum aus welchem die Begeisterung geboren wird", und mit ihr Kunst und Wissenschaft, und „die Erzeugnisse des sittlichen Geistes, Freundschaft und Liebe, die Vaterlandsliebe einbegriffen"; „man würde ihnen den Lebensathem ausblasen, wenn man sie darauf anweisen wollte, nur die Vernunft, das Allgemeine im andern zu lieben". So will er auch 1843 in einer Rede über die Volksindividualität diese weder bloß antik und particularistisch, noch bloß nach christlicher Erhebung darüber, sondern in ihrer Besonderheit als schöne Verwirklichung des allgemeinen Menschlichen geliebt und gepflegt sehen. Im Jahre 1841 in der Rede über Charakterlosigkeit klagt er über die große Menge solcher Menschen, „welche in Ermangelung eines eigentlichen Kerns keine innere Geschichte sondern nur eine äußere erleben", und darum selbst so veränderlich seien nach den

Veränderungen in dieser; je manchfaltiger und rascher diese sind, desto mehr „kann nur ein mannhaftes, in sich einiges, schwindelfreies Gemüth mit straffer Muskelfaser das Gleichgewicht behaupten und feststehen, ohne an sich selbst und der Wahrheit irre zu werden". In den nächsten Jahren steigert sich sein politisches Interesse; er redet 1846 von den Illusionen, welche Völker und Einzelne zu leiten pflegen, und deren Enttäuschung besonders gefährlich ist, weil sie Verbitterung und Abschließung gegen die Welt, Versiegen des Vertrauens und des Wohlwollens wirkt, „wenn uns nicht eine Liebe beseelt, welche stärker ist als der Stumpfsinn der Welt; eine solche unüberwindliche Liebe kann nur von der Idee der Menschheit, wie sie vorzugsweise das Christenthum gewährt, Kraft und Nahrung ziehen und in unser Herz dringen". Im J. 1847 redet er von der bildenden Macht des Volksbewußtseins; „wo dies erstorben ist, wo der Einzelne in keine Berührung mit der Volksgenossenschaft tritt, von ihr entfernt und entfremdet in seiner Privatexistenz sich abschließt, da kann sich auch das Gemeingefühl der Ehre nicht in der erforderlichen Reizbarkeit entwickeln"; welch ein Jammer, „wo der Mensch so verarmt, daß er niemand liebt als sich"; „die Vaterlandsliebe hat jederzeit den Menschen auch in eine innigere Beziehung zur Gottheit gesetzt, sie ist nie ohne eine gewisse Weihe und Heiligung gewesen, daher der Verrath am Vaterlande immer als ein Frevel angesehen worden ist, auf welchem der Fluch Gottes und der Menschen ruht". Das Jahr 1848 selbst läßt ihn dann, wie man ihn erwartet, nicht fortgerissen, sondern fest wie immer, und nun warnend und mahnend erscheinen, „nicht über den Tagesfragen die Ewigkeitsfragen zu vergessen"; „soll Deutschland frei, groß und stark werden, so müssen vor allem die Seelen frei, groß und stark sein"; „im Lichte der Freiheit", sagt er im nächsten Jahre, „brechen alle Blüthen des menschlichen Daseins auf, nicht bloß politische Bildung und Gestaltung des öffentlichen Lebens, sondern auch Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion; nur unter ihrem Schutze und von ihr gepflegt erzeugt sich eine mannhafte Gesinnung, ein rüstiger Lebensmuth, eine gewisse Zuversicht des Daseins, ohne welche eine erfreuliche und gedeihliche Wirksamkeit

in keiner Berufsart aufkommen kann"; aber desto dringender erinnert er auch: „die Aeußerlichkeit der politischen Freiheit findet erst in der innerlichen, in der sittlichen, ihre Begründung, und erhält erst durch diese ihren wahren Werth und ihre Berechtigung, soll sie nicht in Zügellosigkeit und in das Widerspiel ihrer selbst umschlagen; alle Formen, auch die freisten, müssen erst vom sittlichen Geiste beseelt sein, wenn sie nicht zur Lüge, zu einer bloßen Larve werden sollen", und diesen vermag er nicht zu erkennen in der „Lossagung von aller Dankbarkeit, aller Anerkennung früherer Verdienste, aller Pietät", und darin daß man diese zu den „überwundenen Vorurtheilen eines überlebten Zustandes rechne". Im Jahre nachher deutet er den Gegensatz von Absolutismus und Radicalismus, „von denen der erstere in einer einseitig historischen, der andere in einer einseitig rationellen Denkart und Weltanschauung gegründet ist", jener nur Gewordenes, dieser nur Werdendes anerkennt; aber „der wahre Staatsmann wird die Macht der Idee ebenso anerkennen, wie die historische Grundlage, die gegebene Wirklichkeit", und die Ansprüche beider auszugleichen wissen. So hat er immer einsichtsvoll, maaßvoll und theilnahmevoll die öffentlichen Zustände mit seinem Wort begleitet, auch so das Wort erfüllend „wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet", bis ihm damals der Undank oder der Unverstand, welcher neben der spielenden Außenseite mancher seiner Ausführungen die ernste Absicht dabei nicht zu sehen oder nicht zu schätzen vermocht hatte, diese ganze ihm und uns so erfreuliche akademische Volksführung seiner Reden verleidete.

Aber bei einem Manne, dem so viel gegeben ward, und von dem daher im höchsten Maaße das Wort gilt, daß auch viel von ihm gefordert werden sollte, müssen wir da nicht noch zu seiner rechten Würdigung die Frage aufwerfen nach seinem Verhältniß zu der Religion seines Volkes, zum Christenthum? Die Zeiten sind vorbei, wo man diese Frage, zumal an einem Ort wie dieser, als eine Ungehörigkeit oder doch als einen Miston empfunden haben würde; vorbei die Zeiten des Bettelstolzes auf Leerheit und Erstorbenheit, und gewöhnlicher geworden ist an der Stelle des

Großthuns damit ein tieferer Ernst und die schmerzliche Klage „ich glaube, hilf meinem Unglauben". Aber die Zeiten sind nicht vorbei, wo man das Christsein und die Zugehörigkeit zu der Kirche, welche die Verheißung hat, daß sie für alle Völker und Zeiten ausreichen soll, an der Zustimmung zu dem Fürwahrhalten, welches man durch sein eigenes Schriftverständniß gewonnen hat, messen zu dürfen und zu müssen glaubt, und sie dabei freilich auf einen sehr kleinen Kreis dieser speciell Zustimmenden zu beschränken, also für sehr klein zu halten genöthigt wird. Aber da gilt dann auch von der Kirche das Wort „o nein, o nein, sie muß größer sein", und für die Menschen das Wort „wer nicht wider uns ist, der ist für uns". Und wie weit ging nicht bei Platner in Sachen des Christenthums dieses „Für uns sein"! Er sagt uns: „so lange es Satzungen gibt, welche anzutasten die Frivolität auch die kühnste nicht wagt, so lange auf einem Letzten und Festen der Glaube und das Bewußtsein des Volkes ruht und dieses als ein gemeinsames Band alle umschließt, so lange kann auch der Charakter und die Gesinnung nicht in das Leere verflattern", nicht „in eine unheilbare Zerrissenheit umschlagen"; er sagt von Suabedissen rühmend, daß „ein dürftiger Rationalismus, der in hohlen Abstractionen abständig wird, ihm fremd gewesen sei", und über die Zeit seines Vaters, daß man „hin und wieder zu viel aufgeklärt habe, so daß vor den vielen Lichtern die Sonne des innern Lebens erloschen sei"; er fordert auch in der Religion neben dem Allgemeinen für den Verstand auch das Besondere, Geschichtliche, Positive, Nationale, welches erst das Gemüth und die Liebe zu erregen vermag; er erkennt es dem Christenthum zu, die Gedanken der Humanität und der gleichen Berufung aller, die Aufgabe der Herrschaft des Geistes über die Natur und der Verwirklichung der Idee in die Welt gebracht und zum Gemeingute gemacht zu haben. Aber viel mehr als das Maaß von theoretischer Anerkennung und von praktischer Schätzung, welches in diesem allem liegt, machte ihn das zum Christen, was er war, eine Nathanaelseele, in der kein Falsch war, eine Seele verloren in den Hymnus auf den Reichthum der Schöpfung und darum ohne Hymnus auf sich selbst, eine Seele

für ihr bescheidenes Theil voll Dank und Vertrauen auf Gott, eine Seele voll Liebe und Treue, dichterisch lebensvoll und beweglich und doch unerschütterlich fest und gewissenhaft, männlich und doch kindlich, muthig und tapfer und doch demüthig und anspruchlos, und dafür denn auch mit der heitern Ergebung und Zufriedenheit von Gott gesegnet, welche das seltene Erbtheil fast nur solcher Naturen ist. An solchen, und welche so das Wort erfüllen „man sucht nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden" und „es sei denn daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen", und „dabei wird jedermann erkennen daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt", — an solchen ist auch die Kirche bei all ihrem Reichthum zu keiner Zeit reich genug, nicht so reich, daß sie diese, welche doch auch nur durch ihre göttliche Ueberlieferung und in ihrer gesegneten Gemeinschaft zu dem herangewachsen sind was sie waren, entbehren möchte und sie nicht auch zu sich rechnen und sich ihrer freuen müßte.

Groß freilich war sonst die nähere Gemeinschaft derer nicht mehr, welche Platner in seinen letzten Jahren umgab. Das Alter macht immer einsamer, da ringsum die alten Mitstreiter fallen, und um ihn her war auch das ganze Zeitalter ein anderes geworden, praktischer, arbeitsvoller, nützlicher, ernster bei schwereren Aufgaben, und diesen gegenüber gleichgültiger gegen Poesie und Alterthum, und an der Philosophie fast ganz verzweifelnd. Aber während so die neue Zeit kälter und greisenhafter geworden war, war er auch im Alter sich selbst gleich und darum jugendlicher als sie geblieben, und so hatte er es auch nicht verlernt, wo sie ihn abstieß in das „freie Reich der Träume" und der Kunst zu „fliehen aus des Lebens Drang", und dem Rufe zu folgen: „so oft du kommst, er soll dir offen sein". So haben wir ihn hier, wie kein anderer von uns es vermocht hätte, vor elf Jahren Göthe und im vorigen Jahre Schiller preisen hören. „In wessen Brust die guten Mächte schwach werden", sagte er damals, „wen Sorge, Kummer und Schmerz niederdrücken, wen die Nüchternheit, die Prosa des Lebens, die Alltäglichkeit matt und stumpf gemacht haben, der nehme die Schillerschen

Dichtungen zur Hand, und wenn er nicht ganz in dem Gemeinen versunken ist, so wird ein erwärmender Lichtstrahl in seine Seele fallen, sie wird in dieser reinen Luft von den Dünsten der verdunkelten geistigen Atmosphäre aufathmen, das Herz wird sich den Verheißungen einer höheren Liebe eröffnen und dadurch groß und weit werden; der innere Mensch wird sich aufrichten und erstarken, die Bedrängniße des Lebens von sich werfen, und eine freudige Zuversicht zu dem Guten und Edeln und zur eignen Kraft wird die Feinde der bessern Natur besiegen". Das war, wie er die Poesie einmal nennt, das „weltliche Evangelium" seiner Jugend, durch solche selbst das Alter so verjüngende Früchte auch selbst als nicht ungöttlich erwiesen. So blieb ihm auch im Alter der Trost der Freunde in der Ferne, und die Freude, daß sie sich und ihm gleich blieben, wie wenn 80jährig Gottfried Hermann ihm zurief: „ich bin noch munter und frisch, und das alte Feuer ist noch nicht dem Verlöschen nahe, wenn das Haus nicht einfällt auf dessen Heerde es brennt; so lange das aber noch feststeht, bleibt auch meine alte Liebe zu Ihnen lebendig". Und wenn ihm denn zuletzt auch solche abstarben, so blieb ihm noch sein eignes Haus und seine Kinder, ja alle Kinder, welche sein Liebebedürfniß, seine eigene Kindesseele nah und fern auffinden, ihnen Liebe erweisen, von ihnen wieder Liebe erfahren konnte; zwei Tage vor seinem Tode am 5. Juni dieses Jahres ist das noch sein letzter Weg gewesen.

Doch länger dürfen wir am festlichen Tage nicht verweilen bei dem Schmerz, daß wir diesen Mann verloren haben. Aber Gott danken wollen wir dafür, daß er ihn unserer Universität so lange gelassen hat, Lehrern und Lernenden zur Freude und zum Vorbilde, und dem Auslande gegenüber zu ihrem Ruhme, und wir wollen ihn bitten, daß er ihr auch künftig noch immer wieder solche Arbeiter senden möge. Vor allem aber bitten wir ihn heute

für ihren allerdurchlauchtigsten Erhalter. Ihm aber können wir auch zu diesem Tage und zum Antritt eines neuen Lebensjahres nichts anderes und nichts besseres wünschen, als was wir allsonntäglich für ihn in unserm allgemeinen Kirchengebete erbitten, daß „Gott ihn segnen, ihm Leben und Gesundheit bewahren, und daß Gottes heiliger Geist sein Herz lenken möge, damit seine Regierung zum Heil der Kirche und zum Wohle unseres Vaterlandes gedeihen möge". Mit diesen Wünschen und Bitten rufe ich Sr. Königl. Hoheit dem Kurfürsten unser festliches Lebehoch!

Nachrichten über sich selbst hat Platner gegeben in K. W. Justi's Fortsetzung von Strieders hessischer Gelehrtengeschichte vom J. 1806 bis 1830 (Marburg 1831) S. 512–522. In seiner äußern Lage hat sich seitdem nichts Wesentliches verändert; er verwaltete das Prorectorat in den Jahren 1829 und 1836; er wurde 1836 zum Kurf. Geheimen Hofrathe ernannt; am 12. Februar 1857 erneuerte ihm die philosophische Facultät zu Leipzig die 50 Jahre früher bei ihr unter Gottfried Hermanns Vorsitz erworbene Doctorwürde, und am 29. Mai 1859 feierte die ganze Universität mit ihm sein 50jähriges Jubelfest als Doctor der Rechte, und er erhielt das Commandeurkreuz des Kurf. Wilhelmsordens, s. Augsb. A. Z. 1859 Beil. S. 2555; über sein Ende, nur ein Jahr und 7 Tage nachher, am 5. Juni 1860, s. A. Z. 1860 Beil. S. 2721. In dem bei Strieder-Justi von ihm gegebenen Verzeichniße seiner Schriften und Aufsätze sind hinzuzusetzen die oben S. 10 angegebenen vom J. 1842 und 1858, die S. 16 bis 19 und S. 21 aufgezählten Reden, zu welchen noch die vom J. 1844 über den Weltschmerz, vom J. 1845 über das Wesen einer poetischen Zeit und vom J. 1847 die Gedächtnißrede auf den Kurfürst Wilhelm II. nachzutragen sind; außerdem ein Nekrolog auf seinen Vater in der Jen. A. L. Z. 1819 Intellig. Bl. No. 38, die Schrift „über die politischen Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit" 1832, die Schrift „zur Erinnerung an Suabedissen" 1835, die Abhandlung über die Bedeutung und Realität des Rechtsbegriffes, in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und spec. Theologie Bd. 3 (1839), der Aufsatz über Gottfried Hermann in Bergk's und Cäsars Zeitschr. f. Alterthumswissenschaft 1849 Nro. 1—2, die Dissertation zu Savigny's Jubelfeste de sententia praetoris et de iis quae coram praetore peracta instar iudicii sunt 1851, und mehrere Recensionen in der zuletzt genannten Zeitschrift, in den Heidelberger Jahrb. 1859, u. a.

